

Prof. Dr. Wolf-Dietrich Bukow

## **Was heißt hier Parallelgesellschaft? Urbanes Zusammenleben heute**

### **Zur Fragestellung:                    Schauen wir einmal genauer hin**

Wer die Debatten im Umfeld der Gastarbeitergeneration in den letzten Jahren verfolgt hat, der bekommt schnell den Eindruck, dass Migration fast zwangsläufig in Parallelgesellschaften oder Parallelwelten endet. Und natürlich denkt man dabei nicht etwa an diejenigen, die innerhalb der EU migriert sind, sondern man meint die von draußen und hier vorzugsweise aus der Türkei kommenden Menschen. Die türkische Gastarbeitergeneration ist, so wird gesagt, niemals wirklich in Deutschland angekommen. Man könne das vor allem daran erkennen, dass sie zusammenziehen, ganze Straßenquartiere besetzen und sich hier eine türkisch-muslimische Welt errichten.

Bei einer etwas gelasseneren Betrachtung erkennt man schnell, dass die Dinge erstaunlich anders liegen.

a) Zum einen haben sich die Gastarbeiter keineswegs freiwillig alle an einen Ort begeben. Sie sind vielmehr von den Industriebetrieben angeworben und betriebsnah untergebracht worden, wobei man natürlich vorzugsweise auf billigen Wohnraum zurückgegriffen hat. Und es ist klar, dass dann, als später aus der gleichen Community Menschen nachgezogen sind, sie oft zuerst auch bei ihren Leuten angeklopft haben. Dieses Phänomen ist im Übrigen beispielsweise in den USA noch viel ausgeprägter als bei uns, ohne dass das dort überhaupt problematisiert wird. Abgesehen davon kann man heute beobachten, dass dieses Phänomen zurückgeht, einerseits, weil es diesen gehäuften Billigwohnraum nur noch in prekären Lagen gibt, und zum anderen aber auch, weil sich heute Kommunikation zunehmend virtuell über das Handy, das Telefon und das Internet sowie die Medien abspielt und dabei die räumliche Entfernung kein zentrales Thema mehr darstellt.

b) Zum anderen scheint hier eine bestimmte Bevölkerungsgruppe, nämlich die

türkische Gruppe unter besonderer Beobachtung zu stehen. Denn vorzugsweise ihnen wird die Bildung einer Parallelgesellschaft oder einer Parallelwelt unterstellt. Auch hier ist es nützlich, einmal in andere Länder zu schauen. Dann wird man schnell sehen, dass in vielen urbanen Metropolen große türkische *Communities* bestehen, aber von türkischen Parallelgesellschaften spricht dort dennoch niemand. Man sieht die Dinge dort offenbar anders, ein "Türkenproblem" scheint es außerhalb Deutschlands schlicht nicht zu geben. Freilich es gibt auch in anderen Ländern Problemgruppen, die sich scheinbar einigeln und denen ganz ähnliche Problemkonstellationen attestiert werden, zum Beispiel die Inuits in Kanada. Wenn man aber auch hier genauer hinschaut, erkennt man, dass es sich um ausgegrenzte Bevölkerungsgruppen handelt, die aufgrund ihrer Ausgrenzung zum Traditionalismus und zum Konservieren überkommener Vorstellungen neigen. Aus der gesellschaftlichen Kommunikation ausgeklammert halten sie mit der allgemeinen Entwicklung nicht Schritt, ihre Entwicklung verläuft nicht synchron, sondern ungleichzeitig. Allerdings kann man deren Situation dennoch nicht vollständig auf die Situation der türkischen Bevölkerungsgruppe übertragen, weil es sich dort um relativ homogene Bevölkerungsgruppen handelt, die noch dazu erst in den letzten zweihundert Jahren mit der westlichen Vorstellung urbanen Alltagslebens konfrontiert wurden und die schließlich nicht aktiv und hoch motiviert aufgebrochen sind, sondern die man umgekehrt zu Fremden im eigenen Land gemacht hat. Bei der türkischen Gastarbeitergeneration handelt es sich dagegen um Menschen, die ausgesprochen motiviert nach Deutschland gekommen sind, aus Jahrtausende alten Stadtgesellschaften bzw. Agrostadtgesellschaften kommen und die aus multikulturellen und oft auch mehrsprachigen Milieus stammen.

Anders als also bei den Inuits, wo man sich aufs Nichtstun beschränken konnte, muss man davon ausgehen, dass bei dieser Bevölkerungsgruppe bei uns schon ein erheblicher Druck ausgeübt werden muss, um sie zu stoppen, zu isolieren und sozialstrukturell zu fixieren. Aber werfen wir doch einmal einen unmittelbaren Blick auf die hier indiskriminierte Situation. Dazu kann vielleicht das folgende Bild nützlich sein, das vor einiger Zeit in Berlin in einer Ausstellung gezeigt wurde:



Berlin Kreuzberg  
Wolfgang Krolow  
Galerie argus  
fotokunst

Keine Parallelgesellschaft, sondern ein "multikulturelles" Straßenmilieu

Wenn man sich dieses Bild aus einer unserer angeblichen Parallelgesellschaften anschaut, dann kann man sofort erkennen, dass es in jener Debatte nicht um die Erörterung sozialer Tatsachen, sondern um eine politische Einschätzung auf der Basis nationaler Erzählungen geht (Bukow 2009). Denn wer das Bild nüchtern betrachtet, der wird feststellen, dass sich hier eine sehr souveräne Kommunikation zwischen zwei Kindern in einem "multikulturellen" Straßenmilieu anbahnt. Die Kinder treten hier ganz offensichtlich auf der Grundlage erheblicher Verschiedenheit in eine mehrdimensionale Kommunikationsgemeinschaft ein und bewerkstelligen dies ganz offensichtlich zur wechselseitigen Zufriedenheit. Wer hingegen mit nationalen Erzählungen im Kopf an das Bild herangeht, der wird in der Szene einen Anlass sehen, über das türkische Ghetto zu klagen, in dem die Fremden allmählich überhand nehmen, und wird überhaupt nicht begreifen, dass es hier schlicht und einfach um das Aufwachsen im Quartier unter den Bedingungen zunehmender Diversität geht

### **Urbanes Zusammenleben: Urbanes Zusammenleben wird durch eine radikal zunehmende Diversität geprägt**

Um den Zusammenhang, in dem sich die sogenannten Parallelgesellschaften entwickelt haben, etwas genauer zu verstehen, sind einige Bemerkungen zur Geschichte der Stadt hilfreich. Man wird dann schnell erkennen, dass die modernen Städte zu dem, was sie geworden sind, durch Einwanderung geworden sind. Sonst gäbe es sie gar nicht. Dies gilt zunächst einmal ganz extrem für Gebiete, die stark industriegeprägt sind bzw. waren, etwa für das Ruhrgebiet oder die Ballungsräume

um Stuttgart, München oder Berlin. Tatsächlich haben diese Städte erst durch eine systematische Einwanderung die Facharbeiter, Handwerker und Angestellten gewinnen können, die für die Industrialisierung unabdingbar waren. Und es hat ziemlich lange gedauert, nämlich weit über hundert Jahre, bis sich die Spuren der Einwanderung verwischten, bzw. genauer, bis sie zu einem selbstverständlichen Bestandteil der jeweiligen Stadtgesellschaft geworden sind. Sprachen und Gewohnheiten, Strukturen des Zusammenlebens wurden nicht nur adaptiert, sondern man hat sich strukturell darauf eingestellt. In der Regel hat man die urbanen Strukturen der zunehmenden Diversität so lange angepasst, bis man sie gar nicht mehr eigens registriert hat, obwohl es immer wieder einen gewissen Germanisierungsdruck gab. Die polnischen Communities im Ruhrgebiet wurden aber erst durch die Nationalsozialisten ausdrücklich aufgelöst und verboten (Dahlmann u. a. 2005).

Seit der Gastarbeitergeneration hat sich dieser Prozess weiter intensiviert. So kann man zurzeit feststellen, dass in vielen Ballungsräumen wie schon mehrfach in der Geschichte ca. ein Drittel der Bevölkerung nicht im eigenen Land geboren ist. Und wenn man erneut genauer hinschaut, dann sieht man, dass noch viel mehr Menschen über irgendeine Migrations- und Mobilitätsgeschichte verfügen. Man sollte einfach anders herum argumentieren: je älter jemand ist, umso unwahrscheinlicher wird es, dass er noch an der Stätte seiner Geburt oder Kindheit wohnt. Hinzu kommen noch weitere zeitlich begrenzte Formen der Mobilität, die ebenfalls zu einer Vervielfältigung von Erfahrungen und Lebensstilen beitragen. Es gibt nicht nur die langfristige Einwanderung, es gibt auch den mittelfristigen Aufenthalt im Dienst einer Firma oder den jahrelang in der Stadt verweilenden internationalen Studenten. Es gibt den Touristen, der jedes Jahr eine Tour macht und ebenfalls neue Gewohnheiten mitbringt. Moderne Gesellschaften wie Deutschland basierten also schon immer und heute mehr denn je auf einer hohen Mobilität. Nicht Sesshaftigkeit oder Standorttreue sind normal, sondern ganz im Gegenteil Mobilität und Flexibilität. Dementsprechend stellen sich auch die Städte dar, nämlich als eine zunehmend diverse Gemengelage.

Unterdessen gibt es aber noch eine weitere Quelle für die Diversifizierung der Städte, die Hervorbringung der unterschiedlichsten Lebensstile und Einstellungen, nämlich die neuen Medien. Man braucht im Grunde gar nicht mehr zu verreisen oder auszuwandern, um Neues kennen zu lernen und neu geprägt zu werden. Es reicht aus, sich an den neuen Moden zu orientieren und in eine neue Modewelt oder eine

neue kulturelle Bewegung einzutauchen. Auch das führt zu unterschiedlichen Formen des Zusammenlebens, zu neuen Beziehungsstrukturen und zu einem veränderten ökonomischen Verhalten, zu neuen Normen und Werten. Im Ergebnis erfährt das urbane Zusammenleben gerade durch die globalisierten neuen Medien ungeheuer vielfältige Impulse, die fast zwangsläufig zur Diversifizierung der Lebensstile, zu Veränderungen in den Beziehungen, zu neuen ökonomischen Verhaltensweisen und Konsumgewohnheiten und veränderten Familienverhältnisse bzw. zur radikalen Zunahme von Singlehaushalten führen.

Wie breit und nachhaltig sich das im Alltag niederschlägt, das kann man überall feststellen: es wird sichtbar gemacht, inszeniert in Betrieben, Geschäften, der Gastronomie, an der Straßenecke und im Park, im Sportverein, in der Szene usw., dargestellt auch durch lokale Feste, Gebräuche und Ereignisse, angestoßen durch neu modellierte Stadtstrukturen, die Werbung und sich niederschlagend in zunehmend unterschiedlichen Rollenverständnissen, divergierenden Lebens- und Berufserfahrungen, neuen Milieus und Lebensstilen, immer wieder anders gemischten religiösen und politischen Einstellungen. Dass dabei auch ganze Communities entstehen, dürfte bei einer solchen Gemengelage mehr als trivial sein.

### **Dimensionen des Zusammenlebens: Warum im Alltag von der zunehmenden Diversität so wenig Aufhebens gemacht wird**

Selbst in Köln-Ehrenfeld, das ganz überwiegend durch Menschen mit Migrationsgeschichte geprägt ist, oder Köln-Mühlheim, wo sich vor allem die Gastarbeitergeneration nieder gelassen hat, hat man lange kein Aufhebens von der zunehmenden Diversität des Stadtteils gemacht. Erst aufgrund der Initiative der rechtsradikalen "Pro Köln-Bewegung", die in den letzten Jahren heftig gegen den Bau einer Moschee polemisiert und aufgrund der Debatten über Parallelgesellschaften, die man vor allem an Straßen wie der Keupstraße in Köln festmachte, haben sich die Dinge teilweise gewandelt. Vorher war das zunehmend diverse Zusammenleben bei den Menschen auf der Straße kein Thema. Erst wenn man sie ausdrücklich darauf angesprochen hat, dann wurde schon mal auf nationale Erwählungen zurück gegriffen und wurden die Dinge kritisch beleuchtet – und das, selbst wenn man selbst Migrationshintergrund hat, was offenbar ganz schnell vergessen wird. Die Routine bestimmt das Zusammenleben:

»Nicht deshalb wird etwas für alltäglich gehalten, weil es für eine Stadt angeblich seit Jahrzehnten typisch oder weil es für eine bestimmte Bevölkerungsgruppe kennzeichnend ist, sondern deshalb wird etwas gewohnheitsmäßig hingenommen, weil es sich mitsamt allen seinen Besonderheiten, Kontrasten und Abweichungen in die Alltagsroutine einfügt«

Erst wenn die Routine unterbrochen wird, gibt es Nachfragen:

»Nicht deshalb wird etwas für ungewöhnlich oder vielleicht auch störend und fremd gehalten, weil es von meinem persönlichen Lebensstil abweicht, sondern deshalb wird etwas als ungewöhnlich empfunden und ggf. abgelehnt, weil es sich mit den "normalen" Störungen, mit den "normalen" Besonderheiten oder den "normalen" Konflikten, dem ganz normalen Chaos nicht verträgt oder auch nur, weil es durch Skandalisierung zu etwas "Fraglichem" gemacht wird«

Diese beiden Befunde stammen aus einem schon vor mehreren Jahren abgeschlossenen Forschungsprojekt (Bukow u. a. 2001: 440) und dürften immer noch genau in dieser Weise gelten. Die Frage bleibt, wie kommt es, dass man mit der zunehmenden Diversität in der Alltagspraxis so gelassen umzugehen vermag? Die Antwort ist relativ einfach: Man geht aus pragmatischen Motiven heraus in Alltagssituationen wohlwollend bis distanziert miteinander um und bemüht sich einerseits um Effektivität, andererseits aber um Distanz. In vielen Quartieren hat sich eine Routine ausgebildet, unter deren "Schleier" (Rawls) man im Kreis der Familie, der Freunde oder Landsleute seinen individuellen Lebensstil ausbildet. Im Übrigen verlässt man sich darauf, dass es die Gesellschaft "schon richtet" und vertraut auf die Zivilgesellschaft. Die zunehmende Diversität ist dabei kein Problem, solange sie sich im gewohnten Rahmen hält. D.h. weder ein bestimmter Zustand von Diversität noch ein stetiger Wandel in der Diversität eines Quartiers zieht eine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Nur eine plötzliche Veränderung kann irritieren. Irritationen können freilich auch von außen ausgelöst werden, indem man aus bestimmten Motiven heraus den *Status quo* skandalisiert, einen überholten Zustand verherrlicht oder eine drohende Entwicklung an die Wand malt. Es ist nicht schwierig, das gewohnte Gleichgewicht zu stören, schon deshalb, weil man das was man gewohnt ist, eben mangels Besonderheiten auch nicht gegen Angriffe von außen so einfach verteidigen kann. Es fehlen einfach die Worte oder Argumente.

## **Zur Logik des Zusammenlebens: "Grammatische Bedingungen" urbanen Zusammenlebens**

Die Orte eines erfolgreichen Zusammenlebens – und gerade auch solche Orte wie die seit langer Zeit von sozialer, kultureller, ökonomischer, religiöser, praktischer wie technischer Diversität geprägten und bis heute immer wieder transformierten, gewissermaßen intrinsisch zur Postmoderne konvertierten Quartiere – lehren einen, wie man in einer individualisierten Gesellschaft mit Mobilität erfolgreich integrativ umgehen kann: sie lenken die Aufmerksamkeit auf die Frage, wie das alles eigentlich "funktioniert". Es ist die Frage nach der – wie wir das in dem bereits zitierten Projekt genannt haben – "soziale Grammatik urbanen Zusammenlebens". Die Pointe dieser Grammatik besteht darin, dass man den Alltag je nach den Dingen, um die es geht, unterschiedlich betrachtet, in einen unterschiedlichen Kontext einordnet und dementsprechend unterschiedlich vorgeht.

Vereinfacht gesagt, wenn man auf dem Markt einkauft, dann macht es keinen Sinn, die Herkunft der Verkäuferin zu beachten, es geht um die Qualität der Ware. Wenn man aber abends ausgeht, dann macht es keinen Sinn, nach sich nach den Einkommensverhältnissen zu erkundigen, wohl aber, ob man sich versteht. Und wenn man sich hin einer Bürgerinitiative engagiert, dann kommt es weder auf die Herkunft an noch ist der persönlich Geschmack entscheidend, sondern es kommt auf den entsprechend gebotenen Sachverstand und einschlägige Ideen an. Im ersten Fall reden wir von formalen Systemen, im zweiten Fall vom Lebensstil und dem Milieu und im dritten Fall von der Zivilgesellschaft. Für den einzelnen mag der zweite Fall besonders wichtig sein, weil er die individuelle Lebensqualität betrifft. Für die urbane Gesellschaft ist das aber "konstitutiv" belanglos. Im Kontext der Stadtgesellschaft kommt es auf die Qualität der formalen Systeme an. Der dritte Fall ist wiederum für die Gesellschaftsentwicklung fundamental, oft zum Leidwesen der etablierten Politiker, die sich oft nur ungern "hineinreden" lassen.

### *a) Einige Bemerkungen zum systemischen Arrangement, zu den formalen Systemen*

Gehen wir von den formalen Systemen aus, weil sie für die Stadtgesellschaft zunächst einmal zentral sind. Die obigen Hinweise zur Routine des Alltags mit dem wohlwollend distanzierten Umgang untereinander beziehen sich bereits auf ein

formales System, nämlich der urbanen Alltag als einem "lebenden System". Man könnte aber auch an den Markt denken, den ich eben erwähnt habe, oder an einen Betrieb, eine Verwaltung oder das Bildungssystem, eine Schule etwa. Ob man also auf die Betriebe, die ja längst eine Welt für sich darstellen, oder auf kleinräumige Situationen blickt, wie sie sich vorzugsweise in gemischten Stadtquartieren finden lassen, man entdeckt: weder die Betriebe noch die Quartiere sind bei ihrer Entstehung auf eine umfassende Diversität hin angelegt gewesen. Vielmehr hat sich diese Entwicklung zu formalen Systemen und Strategien der Inklusion von Diversität eher ungeplant in Reaktion auf Krisen und Konflikte eingespield – ganz einfach aufgrund praktischer Vernunft, Dank der Erkenntnis, dass man um der Sache willen, um die es geht, schon mal ertragen muss, dass der andere ganz anders ist. Man muss ihn ja nicht gleich lieben, um ein Geschäft machen zu können. Bei den Betrieben waren es rein wirtschaftliche Überlegungen, da man auf ein hohes Maß an formaler Neutralität gegenüber der Unterschiedlichkeit, hier vor allem der Kundschaft, angewiesen ist. In den Quartieren war es der Zwang, sich gegenüber einer zunehmenden Mobilität arrangieren zu müssen. Man könnte hier analog auf das Bildungssystem oder lokale Versorgungs- und Infrastruktursysteme bzw. kommunale Verwaltungen eingehen. Sie alle haben formale Strukturen entwickelt und sind längst in der Lage, sich auf den Übergang in die Postmoderne einzustellen. Sowohl die Quartiere als auch die Betriebe und die Behörden, die Schulen und die Infrastruktureinrichtungen sind dort besonders weit, wo sie sich ausdrücklich der modernen Mobilität stellen, weil sie entweder direkt durch Mobilität verändert werden oder sich einsichtsvoll der zunehmenden Vielfalt institutionell, personell, kulturell, religiös oder thematisch öffnen. Klar ist auch, dass die praktische Vernunft natürlich nicht automatisch ausreicht. Es bedarf in lebenden Systemen auch bewusster Arrangements.

Um den letzten Gedanken noch etwas deutlicher zu machen: Am schwersten fällt die praktische Vernunft offensichtlich dem öffentlichen Sektor und hier nicht nur den Verwaltungen und Dienstleistungen, sondern auch dem Bildungssektor. Dies liegt nicht nur an einer in mancherlei Hinsicht ja auch vorteilhaften "natürlichen" Trägheit von Bürokratie, sondern vor allem auch an ihrer überkommenen nationalstaatlichen Ausrichtung, an ihrer spezifischen "Leitkultur", die überall dort, wo Verwaltung und Dienstleistungen wie im Bildungssektor oder im politischen System an die Öffentlichkeit treten, naturgemäß besonders schwer wiegt und auch folgenreich

ist. Der öffentliche Sektor tut sich offenkundig sehr schwer, was eben zum guten Teil der gouvernementalen Realität geschuldet ist, der hier eine gesellschaftsadäquate Steuerung fehlt.

*b) Einige Bemerkungen zum lebensweltlichen Arrangement bzw. zur sozialen Integration*

Im Kontext des privaten Zusammenlebens kann man eine mehrstufige Reaktion auf den Wandel beobachten. Das liegt einerseits daran, dass sich die Individualisierung in Wellen vollzogen hat und erst heute wirklich endgültig zum Ausdruck kommt. Es hat aber auch mit aktuellen Entwicklungen zu tun, bei denen die Mobilität sowohl in praktischer als auch in medialer Hinsicht eine neue Qualität erreicht hat und sich dabei praktische wie mediale Mobilität auch noch wechselseitig verstärken. Beispielsweise haben sich die Formen des Zusammenlebens in den letzten Jahrzehnten so massiv wie noch nie gewandelt, man braucht nur darauf zu verweisen, dass sich seitdem die Formen der Familie oder privater Netzwerke völlig verändert haben und allenthalben neue "Formate" entstanden sind: Nur noch die Hälfte der Haushalte sind heute familial organisiert. Sonst lebt man überwiegend alleine oder mit Bekannten zusammen. Die Bedeutung der Sozialisation und Erziehung von Kindern tritt in den Hintergrund, der wechselseitige Austausch auf gleicher Augenhöhe wird wichtig, Nützlichkeitsabwägungen treten in den Vordergrund, soziale Netzwerke vom Stammtisch bis zum Freundeskreis werden zu den Orten sozialer Integration. Die Verweildauer des Einzelnen in bestimmten Sozialformen verkürzt sich, das Alltagsleben wird fragiler, mitunter prekärer. Damit wird einerseits der Individualisierung verstärkt Rechnung getragen, ihr andererseits aber auch zusätzlich Schub verliehen. In jedem Fall haben viele Orientierungen an Verpflichtung eingebüßt, weil sich die Menschen emanzipieren und weil sie ein verändertes Macht-, Geschlechter- und Zivilverständnis haben.

Was die individuelle Orientierung angeht, so kommt es nicht mehr auf traditionell gesicherte Werte an. Die kulturellen und religiösen Orientierungen werden "modisch" und verflüssigen sich. Eine hochdifferenzierte Informationsindustrie sowie die neuen Internet-Informationsmedien usw. vermitteln neue virtuelle Möglichkeiten der Orientierung, die dann von durch neue Modeströmungen, neue kulturellen Muster, eine Vielzahl großer wie kleiner "Erzählungen" usw. angereichert und weiter diversifiziert

werden. Viele haben es sogar schon bis zu einer "second world" gebracht, die es dem Einzelnen schließlich ermöglicht, sich unabhängig von Herkunft und lokalen Gegebenheiten individuell auf virtueller Ebene zu arrangieren und ein eigenes Verständnis von dem, was man selbst möchte, zu entwerfen. Hier hat sich ein nachhaltiger Wandel vollzogen, so dass man heute quer durch Familien und Kollegen kulturelle Grenzlinien beobachten kann. Möglich ist das eben nur, weil man sich höchst individuell arrangieren kann und keinen Rückhalt mehr in lokalen Gegebenheiten suchen muss. Diese Entwicklung scheint im urbanen Zusammenhang weitgehend abgeschlossen und wirkt auch auf eher traditionelle Kreise so attraktiv, dass dies wohl zukünftig zum gesellschaftlichen Standard avancieren dürfte.

### *c) Einige Bemerkungen zur Zivilgesellschaft*

An der Entwicklung der Grammatik urbanen Zusammenlebens und an den durchaus erfolgreichen Arrangements der Bevölkerung hat auch die Zivilgesellschaft ihren Anteil. Damit ist nicht das politische System gemeint, das die skizzierte Entwicklung offenkundig nicht nur skeptisch betrachtet, sondern oft sogar kontrafaktisch agitiert.

Die im politischen System betriebene Diskussion über Integration, die Herstellung von Integrationsberichten oder von Monitoringkonzepten, die Errichtung von Integrationsräten usw. zielen vorwiegend darauf ab, eine einseitige Assimilation der Einwanderer zu forcieren. Die Politik ist insoweit ein formales System – ein System, das in diesem Fall der gouvernementalen Steuerung dient. Es agitiert im Rahmen von vorgegebenen Normen und Werte. Es bedarf genau wie bei anderen formalen Systemen auch kritischer Impulse von außen, eben von der Zivilgesellschaft. Genau das belegt z.B. die von der EU vorgelegte Antidiskriminierungsrichtlinie. Sie ist nicht das Produkt eines politischen Systems, sondern wurde auf Druck der Zivilgesellschaft erlassen.

Im Rahmen der Zivilgesellschaft kommt es darauf an, auf der Basis von Argumenten Allgemeininteressen auszuloten und damit Öffentlichkeit herzustellen. Es geht um "Einsicht schaffende Diskurse", wie das Ulrich Beck (Beck 2007) einmal formuliert, die sich in der bürgerlichen Gesellschaft als unabdingbar erwiesen haben, weil es einen Rahmen geben muss, in dem gesellschaftliche Entwicklung reflexiv in den Blick genommen werden muss. Konkret im vorliegenden Kontext zunehmender Mobilität und Diversität kommt es darauf an, die sich ausdifferenzierenden Wertori-

entierungen und letzten Beweggründe zur Geltung zu bringen, also die Gesellschaft zu einer strukturellen Assimilation der zunehmenden Vielfalt zu bewegen. Wenn das nicht geschieht, dann stagnieren die formalen Systeme, beginnen, wie man das erst jüngst wieder im ökonomischen Rahmen beobachten kann, ein unkontrolliertes und sehr folgenreiches Eigenleben.



Deutscher und Französischer Dom am Gendarmenmarkt in Berlin

In der Zivilgesellschaft wird eine Idee der Aufklärung, nämlich die gesellschaftliche Entwicklung aus der Perspektive ihrer Mitglieder im Blick zu behalten, wach gehalten. Eine Idee der Aufklärung war die Gleichstellung der Religionen. Zumindest in Preußen hat man das auch baulich an dem Französischen und dem Deutschen Dom am Gendarmenmarkt in Berlin dokumentiert. Hier hat der preußische Staat einfach die Gleichberechtigung einer autochthonen (protestantischen) Religion mit einer allochthonen (hugenottischen) Religion demonstrativ in Stein gefasst.<sup>1</sup> Das war eine nach den Religionskriegen fällige strukturelle Assimilation von Diversität – hier in religiöser Hinsicht. Daraus ist aber nicht zu folgern, dass es der Staat schon richtet. Im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus gab es noch keine Öffentlichkeit.

---

<sup>1</sup> Im Edikt von Potsdam 1685 bot Preußen den protestantischen Hugenotten Zuflucht vor der politischen Verfolgung in Frankreich. Nach dem Vorbild der zerstörten französischen Hugenotten-Kirche in Charenton bei Paris schufen die hugenottischen Architekten Louis Cayard und Abraham Quesnay 1701-05 eine neue hugenottische Kirche im Barock-Stil. Der Deutsche Dom wurde 1701-08 nach den Plänen von Martin Grünberg errichtet. 1780-85 wurde im Auftrag von Friedrich dem Großen den beiden Kirchen am Gendarmenmarkt je ein funktionsloser Kuppelturm hinzugefügt; sie sollten das Erscheinungsbild des Platzes nach dem Vorbild der Piazza del Popolo in Rom prägen. Obwohl später beide Dome teilweise erneuert wurden, ist die Botschaft erhalten geblieben: Die Darstellung der Gleichberechtigung beider Religionen.

Sie entwickelte sich, weil sich der Staat immer mehr zum Nationalstaat wandelte und die eigenen Gesellschaftsmitglieder zunehmend ausbeutete. Der mögliche Einwand, dass es gerade im Zeitalter der Globalisierung auf nationale Standards und stabile politische Systeme ankommt, geht an der Entwicklung vorbei. Seit der Zeit der Nationalstaaten wissen wir, dass die Zivilgesellschaft zunehmend wichtiger wird.

Der entscheidende Punkt ist die Notwendigkeit; dass die Mitglieder einer lokalen Gesellschaft, zum Beispiel einer Stadtregion darauf achten müssen, dass das, was die formalen Strukturen sichert, so arbeitet, dass sie sich darin aufgehoben sehen. Dies ist bis heute mehr Herausforderung als Realität. Dazu müssten die lokalen Repräsentanten erst einmal akzeptieren, dass jeder, der in ihrer Stadt geboren ist, tatsächlich ein Bürger ihrer Stadt ist, so wie das wohl bisher als einziger Wolfgang Schuster, Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart, 2008 in aller Entschiedenheit formuliert hat.

### **Die Rede von der Parallelgesellschaft: Was man daraus lernen kann**

Weder landsmannschaftlich orientierte *Communities* noch *ethnic marketing* oder *ethnic theme parks* gefährden das urbane Zusammenleben. Sie haben ihre jeweilige Funktion in der lokalen Gesellschaft und fügen sich in die Grammatik des urbanen Zusammenlebens ein. Kurdische *Communities* dienen im privaten Kontext dazu, die soziale Integration zu fördern, wie das auch griechische oder italienische landsmannschaftliche Vereine für ihren Klientel machen. Die türkischen ethnischen Unternehmen sind Teil eines formalen ökonomischen Systems und vermarkten ihr "Klein Istanbul" genauso wie Käthe Wohlfahrt "*Deutsche Weihnachten*" oder der Gerolsteiner Sprudel mit "*Team Gerolstein*" Sport. Ethnisch inszenierte Komponenten funktionieren im Privaten oft als Symbole für ein Milieu, im Ökonomischen stellen sie attraktive Produkte dar – ein Produkte, die man als "Fremdes" verkaufen kann.

Aber man kann diese Phänomene auch aus einem nationalistischen Blick uminterpretieren und polemisch verwenden. Dann wird aus dem "Ethnischen" ein nationaler Marker für Zugehörigkeit bzw. für Nichtzugehörigkeit. Wie man in manchen Ländern bis heute jemanden über die Hautfarbe definiert, definieren in Deutschland offenbar manchen über die Zugehörigkeit zu entsprechenden *Communi-*

*nities*, die Beteiligung an *ethnic marketing* oder eine Firma in *ethnic theme parks*. Was z.B. die *ethnic theme parks* betrifft, so werden sie ironischer Weise in den USA oder in Kanada unter der Bezeichnung *China-town, German Town, Greek Town* usw. genau umgekehrt als Erfolgsmodelle gefeiert und gefördert.

In Deutschland werden sie zum Instrument nationaler Erzählungen. Wie man an den jeweiligen Debatten gut erkennen kann, geht es darum, an ihnen das Fremde zu belegen und dieses Fremde dann zu einer Gefahr für die Gesellschaft zu stilisieren. Kennzeichnender Weise beteiligen sich daran zwar besonders intensiv die rechtsradikalen Gruppierungen, aber eben oft auch der durchschnittlich Bürger. Die nationalen Erzählungen durchziehen die ganze Gesellschaft und sind jederzeit zur Hand, wenn es darum geht, Fremdheit zu definieren, so definierte Gruppierungen in Schranken zu weisen und ihnen ihren Platz in der Gesellschaft zuzuweisen. Und dieser Platz ist, wie man das das erste Mal an der Gastarbeitergeneration exekutiert hat, eben ganz unten. Und da ist nicht vorgesehen, dass sie aufrücken.

Was man daraus lernen kann, ist, dass die Rede von der Parallelgesellschaft mehr als ein sozialer Mythos ist, nämlich ein Kampfbegriff. Man kann aber auch drei Konsequenzen ziehen:

Erstens: Die Kommunen müssen die von ihrer Bevölkerung über die Jahrhunderte entwickelten Kompetenzen im Umgang mit Migration und Mobilität ernster nehmen, die Menschen, welcher Herkunft auch immer, stärker beteiligen und sie müssen ihre Strukturen auf die zunehmende Diversität des Alltags umstellen: Es geht also nicht darum, dass sich die Bevölkerung nationalen Erzählungen anpasst und auch nicht darum, dass man sie schrittweise nötigt, sich in veraltete Strukturen zu integrieren, sondern es geht darum, dass die kommunalen Strukturen sich der Diversität öffnen, sie selbst die Diversität strukturell assimilieren und sich neu aufstellen.

Zweitens: Probleme entstehen nicht, wenn sich Menschen in ihrer *Community* wohl fühlen, und auch nicht, wenn sie sich z.B. im Rahmen von *ethnic busines* oder *ethnic theme parks* vermarkten. Im Gegenteil – genau das ist die Voraussetzung für ein erfolgreiches divers aufgestelltes Zusammenleben in hoch individualisierten Gesellschaften. Probleme entstehen, wenn sich die Menschen auf Grund von Unrechtserfahrungen oder mangelnder Akzeptanz gezwungen sehen, sich auf ihre *Community* und hier oft genug auch auf die eigene Familie zu beschränken. Diese Gefahr ist in

hoch individualisierten Gesellschaften besonders groß und sie nimmt noch zu, wenn Menschen aufgrund "unentrinnbarer" Merkmale wie Hautfarbe, Religion oder Herkunft diskriminiert und ausgeschlossen werden. So ausgeschlossen aus der umgebenden gesellschaftlichen Entwicklung verfallen sie, wenn sie nicht über sehr viel Stärke verfügen, in "Schockstarre", ein Zustand der immer wieder bei massiv diskriminierten Einwanderern, aber genauso bei über Jahrzehnte diskriminierten Ureinwohnern zu beobachten ist. Damit sind sie einerseits für die Gesellschaft verloren, andererseits stecken sie selbst in der Sackgasse, eine *self fulfilling prophecy*, vor der z.B. in Deutschland seit fast dreißig Jahren gewarnt wird (Bukow, Llaryora 1998). Wer also die sogenannten Parallelgesellschaften diskriminiert, der hat die moderne gesellschaftliche Wirklichkeit nicht nur nicht begriffen, sondern diskreditiert, was wir heute alle mehr denn je benötigen, nämlich neben eine funktionieren Einbindung in formale Systeme, eine Ausbildung, einen Arbeitsplatz usw. ein wirklich verlässliches Milieu – ein Milieu, in denen man sich zu Hause fühlen kann und wo man für die kleinen Problemen des Alltags einen Gesprächspartner findet (Friedrichs u. a 2008).

Drittens: Wer solche Gemeinschaften diskriminiert, der übersieht die wirklichen Probleme, die dann auftreten, wenn Menschen alles außer ihre *Community*, nämlich Arbeit, Anerkennung usw. verloren haben, und wenn ihnen dann auch das letzte Refugium "madig gemacht" wird. Probleme treten also nicht deshalb auf, weil Menschen ihre Community zur sozialen Integration nutzen und sich dort wohl fühlen, sondern erst dann, wenn sie unter Druck geraten, und die Community zur Flucht benutzen und vielleicht dort auch noch diskriminiert werden, also ihnen die Mitgliedschaft in der Gesellschaft Schritt für Schritt aufgekündigt wird (Bude 2008). In diesem Fall bedeute das ja nicht nur ausgegrenzt zu werden, sondern auch den Kontakt zum Alltag zu verlieren und führt, wie dies bei allen diskriminierten Minderheiten zu beobachten ist, häufig zu Rückzugstendenzen, zum sogenannten Migrantenkonservatismus, zur Verherrlichung der Vergangenheit und Regressionstendenzen.

## Literaturverzeichnis

Albrow, Martin (1997): *The Global Age. State and Society Beyond Modernity*: Stanford University Press.

Beck, Ulrich (2007): *Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*: Suhrkamp.

Bude, Heinz (2008): *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*: Hanser, Carl.

Bukow, Wolf D.; Llaryora, Roberto (1998): *Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minoritäten*: Westdeutscher Verlag GmbH.

Bukow, Wolf D; Nikodem, Claudia; Erika Schulze; Yildiz Erol (2001): *Die multikulturelle Stadt. Von der Selbstverständlichkeit im städtischen Alltag*: Leske & Budrich.

Bukow, Wolf-Dietrich; Nikodem, Claudia; Schulze, Erika, et al. (Hg.) (2007): *Was heißt hier Parallelgesellschaft. Zum Umgang mit Differenzen*: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Bukow, Wolf-D. (2009): *Urbanes Zusammenleben. Studien zum Umgang mit Migration und Mobilität in der europäischen Stadtgesellschaft*: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Dahlmann; Kotowski (Hg.) (2006): *Schimanski, Kuzorra und andere. Polnische Einwanderer im Ruhrgebiet zwischen Reichsgründung und Zweitem Weltkrieg*: Klartext.

Friedrichs, Jürgen; Blasius, Jörg Jennifer Klöckner (2008): *"Doppelt benachteiligt? Leben in einem deutsch-türkischen Stadtteil"*, VS Verlag, Wiesbaden

Hutchison, Ray; Krase, Jerome (2007): *Ethnic landscapes in an urban world*. Amsterdam: Elsevier JAI (Research in urban sociology, 8).

Krase, Jerome (1982): *Self and Community in the City*: University Press of American C/O Rowman & Littlefield P.

Krase, Jerome; Hutchison, Ray (Hg.) (2004): *Race and Ethnicity in New York City*: Emerald Group Publishing Limited.

Rawls, John (2007): *Gerechtigkeit als Fairneß. Ein Neuentwurf*: Suhrkamp.